

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 1

Artikel: Die steile Treppe
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066032>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

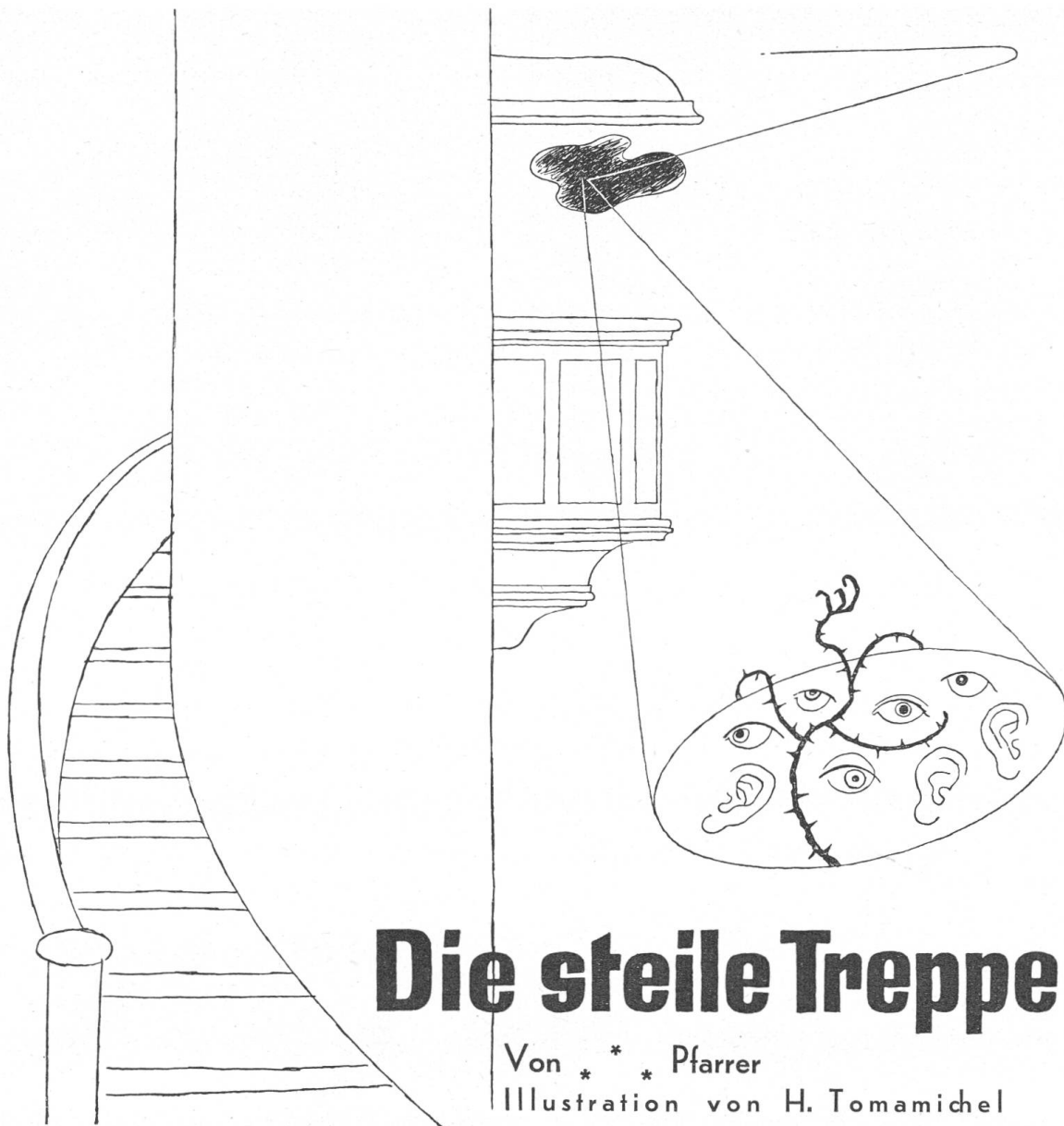
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die steile Treppe

Von * * * Pfarrer

Illustration von H. Tomamichel

Gewissensnöte

Wir fuhren im Auto, mein Kirchgemeindepräsident und ich, ungesetzlich schnell, jedoch sicher gesteuert. Und neben der Lenkung hatte er noch Zeit, über die Aufgaben und Schwierigkeiten des Pfarramtes mit mir zu reden.

«Ich habe es mir schon oft gesagt, dass der Pfarrer auf der Kanzel in einer höchst problematischen Situation ist. Er bezieht sein Gehalt von der Gemeinde. Sie zahlt ihm die Predigt. Sie kauft ihm diese sozusagen ab. Also hat sie ein Recht, die Predigt nach ihrem Geschmack

zu verlangen, wie der Käufer irgend-einer Ware. Je besser bezahlt, um so bessere Qualität, oder auch: Je bessere Qualität, um so besser bezahlt, nicht wahr? Der Pfarrer hat unbestreitbar die Pflicht, zu erforschen, was den Leuten zusagt. Der ist ein guter Prediger, der sich hineinfühlt in die seelischen Bedürfnisse seiner Hörer, und der ihnen gerecht werden kann. Aber nun darf er doch wieder nicht einfach so reden, wie das Publikum es wünscht. Er soll die Wahrheit sagen, die sich ihm auferlegt, unbekümmert um die Wünsche und Bedürfnisse der Steuerzahler, um Anerkennung und Anfeindung. Es gibt für ihn

noch eine Verpflichtung höherer Art. Zwischen den zwei Verpflichtungen zu wählen, dürfte ihm nicht immer leicht fallen.»

Ich war in diesem Augenblick stolz auf meinen Kirchgemeindepräsidenten. Es kommt nicht oft vor, dass einer die Nöte des Mannes auf der Kanzel versteht.

«In der Tat! Problematisch ist unsere Arbeit in mehr als einer Hinsicht», antwortete ich. «Sie sprachen von der Verpflichtung nach zwei Seiten, nach der menschlichen und nach der göttlichen, wenn Sie schon das Wort „göttlich“ nicht ausgesprochen haben. Ich möchte noch von einer Not reden, die nach der zweitgenannten Seite hin uns bedrängt. Es ist zwar etwas Allsonntägliches, eine liebe und liebliche Überlieferung, dass gepredigt wird, aber es ist im Grund eine Unmöglichkeit. Was heisst das: Predigen? Es ist nicht nur ein guter oder ein schlechter Vortrag. Es ist der Versuch, etwas Übermenschliches, das Gotteswort, mit menschlichen Mitteln, mit unsern Worten, in diese Welt einzubringen, es glaubhaft und wirksam zu machen. Daran müssen wir allsonntäglich zuschanden werden. Wir ziehen das Heilige auch beim grössten Ernst mit jeder Predigt in den Staub, mit der feierlichen ebenso sehr wie mit der trivialen. Dennoch müssen wir predigen.»

Mein Vorgesetzter und Wagenlenker hatte indes keine Lust, auf diese grosse Not einzutreten. Er witterte da zuviel Theologie. Er meinte, es genüge, dass der Pfarrer im Gewissenskonflikt stecke, der mit den Worten «Verpflichtung von innen und Pflicht nach aussen» umschrieben ist.

«Sie müssen sicher oft Dinge sagen, die Sie lieber nicht aussprechen würden, Sie werden wohl auch oft, aus Schonung für sich selber und für andere, Dinge verschweigen, die Sie aussprechen sollten.»

Er redete davon, dass der Pfarrer ein ganz besonders geplagtes Gewissen haben müsse, jedenfalls ein geplagteres als

Frau K. – und damit kam er auf einen Bettelfall zu sprechen und schien froh zu sein, dass er das schwierige Gebiet der seelischen Konflikte des Predigers hinter sich hatte, froh aber auch, dass er etwas ausgesprochen hatte, das ihm schon wiederholt durch den Sinn gegangen war und das ihn auffallend duldsam machte manchen Sprüchen gegenüber, die er von der Kanzel entweder selber gehört hatte oder noch öfter sich hatte berichten lassen.

Übrigens war auch ich froh, dass das Gespräch auf leichtere Dinge überging. Ich hätte es unangenehm empfunden, wenn die Predigtprobleme die Autofahrt ernstlich gefährdet hätten. Jedenfalls hatte ich das Gefühl, dass wir während des Gespräches über Familie K. ruhiger fuhren als vorher.

Wie entsteht eine Predigt

Sie wird am Samstagvormittag niedergeschrieben und am Nachmittag dem Gedächtnis eingeprägt. Schreiben ist eine Kunst, Auswendiglernen auch. Eine Kunst wird erworben durch Übung. Es gibt bekanntlich Kunstfertigkeit, wozu noch eine gewisse Veranlagung gehört. Damit ist alles gesagt.

Damit ist soviel wie nichts gesagt. Mir ist es umgekehrt ergangen. Früher, in der Zeit des jugendlichen Selbstbewusstseins, da ich mir den Stadtpfarrer, die vermeintlich höchste Kategorie unseres Standes, ohne Zögern zutraute, flossen mir oft die Predigten mühelos in die Feder. Ich schrieb die Aufsätze schon als Sekundarschüler ziemlich leicht. Und die Predigten waren nicht selten einfach Aufsätze über ein biblisches Thema, zur Abwechslung auch über ein aktuelles, ein ethisches, erkenntnistheoretisches, weltanschauliches Thema.

Einem Freunde schrieb ich ein bisschen stolz von meinen ersten Weihnachtspredigten: Erste, Vormittagspredigt, über den Text: «Ehre sei Gott in der Höhe»; zweite, Nachmittagspredigt, über «Friede auf Erden»; dritte, Stephanspredigt, über «An den Menschen

ein Wohlgefallen». Ich erwartete, dass er mich beglückwünsche zum herrlichen Dreiklang und zum Gedankenreichtum, der bei einer Dreiteilung des Engelsgesangs offenbar nötig war. Mein Freund antwortete mir aber kurz, dass ich von jeher die Fähigkeit besessen hätte, Worte zu machen.

Man denke es sich aus, dass diese Fähigkeit mit der Übung noch gewachsen wäre! Es soll vorkommen, dass die Predigt nur noch Routine ist.

Es ist aber anders gekommen. Heute zieht sich meine Predigt durch die ganze Woche hindurch, nicht stets bewusst, wohl aber als ein gefühlsmässiger Druck. Ich ersehe dies aus den seltenen Wochen, in denen kein Predigtsonntag droht. Ein unaussprechliches Gefühl der Wohligkeit begleitet mich da. Nicht wegen der Entlastung von Arbeit. Die Predigtarbeit ist mir sehr lieb, sie hat halt doch etwas Gewaltiges an sich, das Gefährliche lockt. Die Wohligkeit ist vielmehr darin begründet, dass in dieser Woche nur solche Aufgaben vor mir stehen, die ich ziemlich sicher zu bewältigen vermag.

Wie verläuft nun eine Predigtwoche? Ich beginne mit dem Sonntagnachmittag. Wohl will sich da ein Gefühl der Beschämung über die Unzulänglichkeit meiner Verkündigung einschleichen, aber stärker ist das der Entlastung. Der Sack ist abgeworfen. Doch lässt die Erschöpfung einen vollen Genuss der Stunden nicht aufkommen. Predigen macht müde. Besser gelingt das schon am Montag. Aber bereits am Dienstag beginnt das Wetterleuchten, gleichviel, ob ich das Leitwort der nächsten Predigt schon wisse, und ob mir darüber schon ein Licht aufgegangen sei oder nicht. Weiss ich es nicht, so sehe ich immer, deutlich oder undeutlich, die Frage vor mir: Was? Habe ich Text und Grundgedanken schon erfasst, so ragt vor mir das Wie? in die Höhe. Nicht das formelle, sondern das virtuelle: Werde ich das sagen können, was hier zu sagen ist? Und die Antwort lautet: Nein! Du klet-

terst da sozusagen an einem Felsmassiv herum und bist schliesslich froh, wenn du auf einem Vorsprung oder in einer Nische einen netten Punkt gewonnen hast. Aber das Ganze starrt dich immer noch drohend gross an, sprechend: Du Frechling! Wolltest mich erklimmen, bewältigen! Ich aber bewältige dich. Nicht du hast mich, den Text, gewählt (obwohl auch dies, in unserer Verlegenheit, oft genug vorkommt), sondern ich habe dich ergriffen und lasse dich nicht los, bis du irgendwie, vielleicht auf armselige, schwächliche Weise, mit mir gerungen und von mir etwas der Gemeinde dargeboten hast.

Dieses «Wie?» und das «Unmöglich!» wachsen in die Höhe, Tag für Tag. Als Lebenskünstler bringt man's wohl etwa auf die Seite, kann man's vergessen – bis es völliger Ernst wird: Am Samstag.

Und dann geht es, weil es gehen muss.

Die Hörer

Warum kommen sie? Aus religiösem Bedürfnis oder aus kirchlicher Gewohnheit? Um Gottes Willen kennenzulernen oder um sich und ihre Ansichten bestätigen zu lassen?

Tadellos ruhig verhalten sie sich. Das bringt der altehrwürdige Gottesdienst mit sich. Das ist, gegenüber manch anderer Vortragsversammlung, eine schätzenswerte Erleichterung. Sind sie wohl auch aufmerksam? Es soll ihnen zuerkannt werden. Wie aber steht es mit ihrem Verständnis?

Mit dieser Frage sprechen wir eine grosse Zumutung aus. Wenn wir das im Grunde Unaussprechliche schlecht genug verdolmetschen, müssen wir uns auch ohne Bitterkeit darein finden, dass sie das Dargebotene schlecht genug verstehen. Es liegt in der Natur der Sache.

In einer Konfirmationspredigt versuchte ich, den Eltern und Kindern die Abschaffung des Gelübdes, das heute zum erstenmal fehlen sollte, zu begründen. Die guten Konfirmanden haben meinen Plan nicht übel sabotiert. Nachdem ich bereits

einleitend angedeutet hatte, dass wir die Konfirmation anders gestalten werden, fuhr ich fort: « Noch jedes Jahr habe ich in der Konfirmationshandlung die Worte verlesen: Ist es nun, liebe junge Mitchristen, euer ernster Wille und euer herzliches Verlangen, im Glauben euch zu Gott zu halten und unserm Herrn und Heiland nachzufolgen euer Leben lang, so bezeuget es mit einem lauten Ja! »

Ich wollte, die gemachten Andeutungen weiterführend, sofort sagen: « Meine Lieben! Ich werde euch das Ja nicht mehr abfordern. »

Aber die Burschen und Mädchen kamen mir zuvor. Ein vielstimmiges Ja! tönte zu mir herauf. Meine ganze Predigt war auf den Kopf gestellt, weil die Kinder nur die Worte gehört hatten, ohne Sinn und Absicht zu erfassen.

Ein fleissiger Kirchgänger fehlte seit einiger Zeit. Einer seiner Bekannten klärte mich darüber auf: Der Mann war entsetzt, dass ich auf der Kanzel gesagt hatte, es sei kein Gott. Wenn der Pfarrer selber nicht mehr glaubte und das offen erklärte, dann – – ja dann überhörte der Mann, dass das Wort nur ein Zitat war, er überhörte die ganze übrige Predigt, er überhörte alle andern Predigten. Er war ausserstande, das Wort in den Zusammenhang zu stellen. Hinter dem einen « Es ist kein Gott » verschwanden ihm die hundert « Gott ist ». Das eine wurde als echte Münze genommen, die hundert aber als Spielmünze, die der Pfarrer von Amtes wegen auswarf. Es ist für den Hörer nicht selbstverständlich, dass der Pfarrer glaubt, er späht unbewusst nach Ritzen, durch die der Unglaube schimmert.

Um die Achtung vor dem Predigtwort ist es nicht zum besten bestellt. Ich hatte anlässlich einer Abstimmung, der ein hässlicher Streit der Parteien vorausgegangen war, in der Predigt gesagt, wir müssten als Christen einmal gegen die Gemeinheit, mit der eine Sache verfochten und angefochten werde, aufstehen, müssten die sittliche Verelendung unse-

rer Politik zum Bewusstsein bringen durch Fernbleiben von der Urne, eben in dieser Sache, da der Gang zur Urne in jedem Fall als Zustimmung zu den Gemeinheiten des Abstimmungskampfes verstanden werde. Nach dem Gottesdienst fragte mich ein politisch und kirchlich aktiver Mann ernstlich und im Sinn einer Aufforderung, ob ich noch nicht gestimmt habe. Ich wies ihn auf die Predigt hin, die er eben gehört hatte. Er aber meinte lächelnd: « Schon, schon! Aber Sie haben das auf der Kanzel gesagt, und jetzt sind Sie unter der Kanzel! »

Der Predigtbesucher hört im allgemeinen nicht das, was gesagt wird, sondern das, worauf er eingestellt ist. Eine Wirtin beklagte sich, jedesmal, wenn sie eine Predigt besuche, rede ich gegen den Alkohol. Ich zürne ihr den gegen mich erhobenen Vorwurf nicht. Im Gegenteil. Er beweist, dass sie, innerlich umgetrieben, auf Angriffe gegen ihr Gewerbe gefasst war, und dass sie solche heraushörte, wo ich nicht von fern daran dachte. Allerdings ist zu beachten, dass ich Abstinenz bin.

In meiner letztjährigen Pfingstpredigt fand sich folgende Stelle: « Gott ist allezeit da. Er bleibt gegenwärtig, und zwar nicht nur im feierlichen Gottesdienst, wo man singt: Gott ist in der Mitte. Alles in uns schweige und sich innigst vor ihm beuge! Nein! Auch draussen, wo es lärmt und faucht, wo es schreit und heult, wo man sich reibt und schlägt, wo man schwitzt und keucht, wo es ums Brot und ums Geld, um Kolonien und um Petroleumquellen, um den Migros- und den Detailhandel geht, auch dort ist er, will er etwas sagen, will er entscheidend einwirken. »

Nachher wurde im Dorf unter Schmunzeln herumgeboten, der Pfarrer habe den Migros tüchtig gegeisselt.

Das sind extreme Fälle. Aber sie sind aufschlussreich. Zur Verzweiflung braucht uns diese Erscheinung nicht zu treiben. Nur Illusionen mag sie zerstören.

Es ist möglich, dass ich auch schon

Trotz allem : Die Predigt - die einen mögen sie nicht anhören, die andern mögen sie nicht annehmen, sie wird doch bleiben als das unumgänglich Notwendige.

Im Talar

Am 5. Juni 1904 hielt ich als cand. theol. meine erste Predigt in einer Dorfkirche des Kantons Zürich. Sie war schon am

23. April geschrieben worden. Sie sass. In dieser Hinsicht brauchte mir nicht bang zu sein.

Das Eingangsglied näherte sich dem Ende. Ich bestieg, etwas erregt und doch frisch, die Kanzel. Die Treppe war sehr steil, und der Talar war mir ungewohnt. Er kam mir vor die Füße. Ich trat auf den Saum. Das warf mich auf die Treppe.

Ich glaube, dass niemand meinen Fall auf dem Wege zur Kanzel bemerkt hat. Mir ist er eindrücklich geblieben. Es geht im Predigtamt nicht ohne Fall. In keinem Beruf wird soviel gestrauchelt, weil keiner eine solch gefährliche Treppe kennt.

SPÄTER GAST

Von Paul Ad. Brenner

Durch dunkle Gassen schleicht der
Hass und singt
sein falsches Lied vor den ver-
schlossnen Türen,
bis einer kommt und ihm ein Opfer
bringt — —
dann lässt er sich durch Hof und
Häuser führen . . .

Nach frohem Fest ist er dein später
 Gast,
 den du vielleicht bei Tanz und
 stillem Lieben
 und buntem Treiben nicht gesehen
 hast —
 und der als letzter nun zurück-
 geblieben.

Und wo die Liebe eingeht, tritt er mit
und will sich fortan nicht mehr von
ihr trennen:
wo immer er ein fremdes Haus
durchschritt,
holt er sich Menschen, die ihn noch
nicht kennen.

Denn er ist stark und finster wie die
Nacht,
die er durchzieht auf unbekannten
Wegen —
und wo dir Schönheit blüht und
Liebe lacht,
tritt er dir plötzlich nah und gross
entgegen . . .